Nummer 302 Dienstag, 28. Dezember 1926

Berliner Familien-Zeitung

Jenny und die Männer

EIN ARTIGER ROMAN VON HANS BACHWITZ

[3. Fortsetzung.] (Copyright 1926 by Lehmann & Schüppel, Leipzig.) [Nachdruck verboten.]

Die geschiedene Frau aber wünschte Jenny Glück und erinnerte sich schwermütig daran, daß sie ihre Hochzeitsreise nach Garmisch gemacht hatte. Das ergrimmte sie dermaßen, daß sie kurios aus dem Zimmer eilte, um ihrem Rechtsanwalt zum neunhundertneunundneunzigstenmal auseinanderzusetzen, was ihr Ehemann für ein Wehrfehler in ihrer Existenz gewesen sei.

Die Lyzeumslehrerin aber zündete eine neue Zigarette zwischen gelblichen Fingern an und bemerkte tiefsinnig mit den glasigen Augen eines Menschen, der, während er spricht, an ganz etwas anderes denkt: „Hm — ein neues Ziel! Aber jedes neue Ziel ist ja doch nur eine Etappe auf dem Wege zum nächsten!“ Was weder Frau Wichler noch Jenny noch schließlich auch die Lehrerin selbst völlig verstand.

Nur, damit uns von unseren schönen Leserinnen nicht der aus den Haaren gesogene Vorwurf gemacht werde, wir ließen Wichtiges weg, sei berichtet, daß Mutter und Tochter einen erklecklichen Teil der Nacht damit verbrachten, Jennys Garderobe autofähig herzurichten. Die Nähmaschine klapperte unablässig, und wenn nicht die scheidungslustige Dame mit dem Brief an ihren Anwalt und die Lehrerin mit dem Problem vom Dualismus des Empfindens bei gleichzeitigem Monismus des Gefühls beschäftigt gewesen wären, so hätte es anderen Tages wohl Beschwerden über gestörte Nachtruhen geben können.

Gegen vier Uhr morgens aber verfügte Jenny über einen Autodreß, dessen sich keine Dame hätte zu schämen brauchen. „Wie im Auto jetzt?“ stellte die glückliche Mutter fest, ohne sich der Unmöglichkeit dieses Wiegenfestes bewußt zu werden. Und Jenny selbst drehte sich in den graziösesten Bewegungen vor dem kleinen Spiegel, sie „schritt“ mit der Elastizität einer Sportstudy in dem drapfarbenen Mantel, dessen Stoff sie einmal im Warenhause vom „billigen Tisch“ weit unterm Preise gekauft hatte, weil die Kante ein wenig verschossen war. Eine runde Kappe mit Nacken- und Ohrenschutz vom gleichen Stoff umrahmte ihr süßes Jungmädelgesicht mit der koketten, ein ganz klein wenig nach oben gestülpten Nase und den roten, zieren Lippen. Unterm Stirnrand lugte ein Löckchen ihres braunen Haares hervor, wie ein amüsanter Wimpel. O gewiß, Jenny fand sich über alle Maßen elegant und stilvoll, und es würde bestimmt Leute genug geben, die in ihr die Eigentümerin des Automobils vermuten würden. Wenn sie noch ihre kühle Miene mit hochmütig halbgesenkten Augenlidern aufzog (wie sie es von Frau Kommerzienrat Guggel gelernt hatte, die eine geborene italienische Marchesa sein sollte), würde kaum einer auf den Gedanken verfallen, daß der ganze Prunk weniger als zehn Mark gekostet hatte. Es kam eben niemals auf den Preis an, sondern auf den Wert — bitte sehr!

Wie nicht anders zu erwarten, taten weder Mutter noch Tochter in dem noch übrigbleibenden Teil der Nacht das bekannte Auge zu. Der unruhige Halbschlummer der Frau verwitweten Wichler wurde überdies noch durch schreckliche Traumfratzen gestört. Sie sah nicht nur Automobilunfälle in Ausmaßen, gegen die ein japanisches Erdbeben ein Kinderfest war, sie sah ihre Tochter in düsteren Wäldern von Räubern umfiellt, die — fürchterlich! — mehr von ihr verlangten als Geld oder Leben, während das Auto, schrecklich zertrümmert, im Gestrüpp lag. Wetterschläge, vom eisigen Strichregen bis zum wütenden Taifun, wechselten mit Sonnenbränden und Ueberschwemmungen, und es ist nicht anzunehmen, daß seinerzeit Slatin Pascha auf seiner abenteuerlichen Flucht vor dem Mahdi einen Bruchteil dessen durchgemacht haben konnte, was in der Traumphantasie einer Mutter, das einzige Kind bedrohen mußte, das zum erstenmal von Berlin nach Garmisch in einem Auto fahren sollte, das, ohne mit der Wimper zu zucken, hundertdreißig Kilometer in der Stunde „machte“.

Kurz vor sechs Uhr begann das Abschiednehmen. Jenny, die Gedanken schon in blauen Fernen, hatte zu tun, die überreichlichen Tränen der Mutter von dem neuen Automantel fernzuhalten. Die Lehrerin reichte ihr stumm die Hand und machte ein Gesicht, als ob Jenny, gleich der heiligen Johanna, den Scheiterhaufen besteigen wolle, und was die scheidungsluftige Dame anlangt, so kargte sie nicht mit Ratschlägen, die darin gipfelten, Jenny möge sich vor nichts so hüten wie vor den Männern. Am meisten aber vor denjenigen, die heiraten möchten. Und zum Beweis, wohin das führen muß, hob sie ihren Zeigefinger in die Höhe, der infolge der durchschriebenen Nacht tintenbekleckt war. „Pah, Männer, lachte Jenny. „Ich bin ja, Gott sei Dank, auf so etwas nicht verrückt!“ Dann nahm sie das Stullenpaket in Empfang, das Frau Wichler ihr gerüstet hatte, und eilte die Treppe hinunter.

Ah — dieser Morgen! Jenny war eine Frühaufsteherin, und selten verließ sie die Wohnung später als um 7 Uhr, weil sie um 8 bei Görlitzer und Dorfelmann zu sein hatte. Aber was waren jene verhetzten, mißlaunigen, von der Tageslast schon bedrückten Morgen gegen eine lachende, prahlende Junifrühe, die die Seele förmlich auf Schwingen nimmt und hinter einem Horizont von fleckenloser blauer Seide die Erfüllung von Träumen ahnen läßt, an die vordem nur zu denken Vermessenheit war.

Um so pünktlich wie möglich zu sein, nahm Jenny die Straßenbahn bis zur nächsten Untergrundstation. Aber fast hätte dieser Entschluß sie gereut. Wahrhaftig, die Straßenbahn war überfüllt. Vorzeit. Mittelalter. Allenfalls bis in die Biedermeierepoche möglich. Aber für ein junges Mädchen in seidem Autodreß, das sehr bald mit achtzig Pferdekräften durch das Land sausen würde, bedeutete das Schneckentempo der Schienenrutscher eine ernsthafte Stimmungsgefahr. Sie runzelte die Brauen, als sie dem Schaffner das Fahrgeld gab und klopfte ungeduldig mit der Fußspitze auf den Holzrost.

„Sie wollen wohl zum Zug, gnädiges Fräulein?“ fragte der Schaffner, und es fiel auf, daß er über eine sanfte, gewinnende Stimme verfügte, der offenbar noch kein Alkohol geschadet hatte.

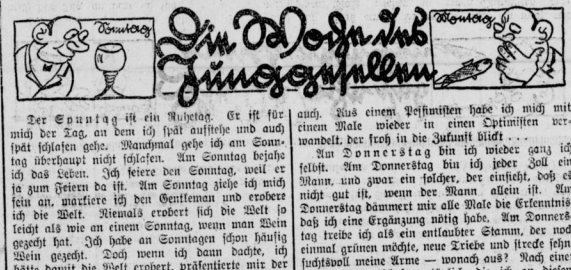
Jenny wollte von einem Eisberg von Verachtung herab die Verdächtigung ablehnen, als sei der Bahnhof ihr Ziel. Aber ein Blick auf den Schaffner, der erst jetzt in ihre Vorstellungswelt eintrat, ließ sie erstaunen. Sonderbare Leute amtieren jetzt auf der Straßenbahn. Man wundert sich nicht, einen vierschrötigen Mann mit klobigem Schädel zu sehen, Wachtmeisterschnurrbart im braunen Gesicht, automatisch Dienst tuend und nicht übermäßig erfreut darüber. Aber was soll man sagen, wenn einen ein schmächtiges, blasses Kerlchen unter dem brüchigen Schirm der viel zu großen, glücklicherweise durch die Ohren gestützten Mütze durch zwei scharfe Brillengläser ein wenig melancholisch ansieht? Ein junger Mensch mit einem alten Mund, dessen bartlose Lippen viel von Leid, Enttäuschung und Kummer erzählen. An einem strahlend leuchtenden Junimorgen. Und bedeutend freundlicher, als sich eigentlich für eine junge Dame in Autodreß ziemt, entgegnete Jenny, nein, sie wolle nicht zum Zuge, sie reise vielmehr mit einem Auto.

„Das muß schön sein!“ entgegnete der Schaffner und unter dem faltigen Rock seufzte er. „Darf ich das gnädige Fräulein fragen, wohin die Reise gehen soll?“

„Zunächst nach Garmisch!“ jubelte Jenny, aber gleich darauf schämte sie sich. Wieviel Bitterkeit mußte der Schaffner empfinden, daß es Menschen gab, die im Auto nach Garmisch fuhren, während er acht lange Stunden auf seiner schlingernden Bahn hin und her rödelte und Haltestellen ausrief. Und außerdem — — was konnte dieser Schaffner mehr von Garmisch wissen, als daß er diese Haltestelle niemals erreichen würde?

„Schön! Sehr schön!“ lobte er. „Garmisch! Oberbayern! Großartige Gebirgslandschaft: Loisachtal! Glänzender Badeort. Aber auch voll historischer Denkmäler. Hauptort der ehemaligen Grafschaft Werdenfels, die 1803 an Bayern kam. Eibsee, Riffersee, das Kainzenbad, und ganz besonders möchte ich empfehlen —“ er riß an der Klingelschnur und rief: „Danziger Straße!“ Der Wagen hielt, drei Arbeiter stiegen ab, eine alte Frau mit einem großen Paken wollte aufsteigen. Der Schaffner half ihr, indem er den Paken nahm, dann riß er wieder an der Klingelschnur, und der Wagen zockelte weiter. Jenny aber hatte vergessen, den Mund zu schließen.

Das war ja ein beinahe erschreckender Schaffner, der jetzt im Wagen der alten Frau die Fahrkarte verkaufte, und einen zerknitterten Zweimarkschein wechselte. Es war doch wohl nicht anzunehmen, daß die Berliner Straßenbahn neuerdings nur Schaffner mit akademischer Vorbildung einstellte. Hinter diesem Schaffner lauerte ein Geheimnis, und in Jenny erwachte die Phantasie der eifrigen Romanleserin. (Fortsetzung folgt.)



Die Woche und ihre Tücken

Der Sonntag ist ein Ruhetag. Er ist für mich der Tag, an dem ich spät aufstehe und auch spät schlafen gehe. Manchmal gehe ich am Sonntag überhaupt nicht schlafen. Am Sonntag besahe ich das Leben. Ich feiere den Sonntag, weil er ja zum Feiern da ist. Am Sonntag ziehe ich mich fein an, markiere ich den Gentleman und erobere ich die Welt. Niemals erobert sich die Welt so leicht als wie an einem Sonntag, wenn man Wein gezecht hat. Ich habe an Sonntagen schon häufig Wein gezecht. Doch wenn ich dann dachte, ich hätte damit die Welt erobert, präsentierte mir der Kellner stets die Rechnung, und ich merkte, daß ich es war, der die Zeche bezahlen mußte . . .

Auf den Sonntag folgt der Montag. Er ist für mich der Tag der guten Vorsätze. Am Montag fange ich immer ein neues Leben an. Dazu eignet sich kein Tag so gut wie eben nur der Montag. Ein jeder, der ein neues Leben beginnen will, sollte das nur an einem Montag tun. Ich tue das schon seit Jahren. Ich streue am Montag Asche auf mein Haupt, hülle mich in Sacklenen und tue Buße. Der Montag ist der Bußtag für mich und damit der Tag stiller Ueberlegung und innerlicher Vertiefung. Am Montag lebe ich nicht, sondern denke ich nur über mein Leben nach. Ich mache daher am Montag immer den Eindruck eines Philosophen, der sich den Kopf über eine Sache zerbricht, die nichts wert ist . . .

Aber schon der Dienstag ist für mich wieder der Tag, an dem durch die grauen Wolken, mit denen mein ganzes Leben verhangen war, sieghaft ein sanfter Sonnenstrahl bricht. Der Dienstag ist für mich der Tag der Hoffnung. Was Hoffnung ist, das wird nur der ermessen können, der, wie ich, wöchentlich mindestens einmal tief verzweifelt ist. Die Hoffnung ist der Strick, den wir resolut vom Nagel schneiden, nachdem wir kurz zuvor noch fest entschlossen waren, uns an ihm aufzuhängen. Aber an einem Dienstag hängt man sich nicht auf. Auch ich tue das nicht. Der Dienstag ist im Gegenteil für mich der Tag der Auferstehung . . .

Am Mittwoch dagegen fange ich an, wieder ein brauchbarer Mensch zu werden. Am Mittwoch habe ich immer die Empfindung, daß ich mit beiden Füßen fest auf dem Boden der gegebenen Wirklichkeiten stehe. Am Mittwoch zweifele ich weder an mir noch an meinen Nächsten. Der Mittwoch ist für mich der Tag des Vertrauens, sowohl zu mir selbst als auch zur ganzen Welt, die ich an diesem Tage bereit bin, zu umarmen. Das tue ich denn auch. Aus einem Pessimisten habe ich mich mit einem Male wieder in einen Optimisten verwandelt, der froh in die Zukunft blickt . . .

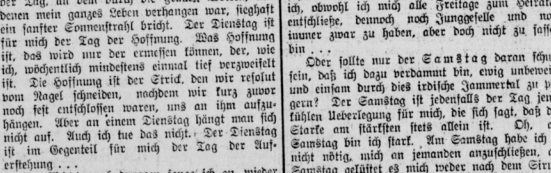
Am Donnerstag bin ich wieder ganz ich selbst. Am Donnerstag bin ich jeder Zoll ein Mann, und zwar ein solcher, der einsieht, daß es nicht gut ist, wenn der Mann allein ist. Am Donnerstag dämmert mir alle Male die Erkenntnis, daß ich eine Ergänzung nötig habe. Am Donnerstag treibe ich als ein entlaubter Stamm, der noch einmal grünen möchte, neue Triebe und strecke sehnsuchtsvoll meine Arme — wonach aus? Nach einer neuen Bekanntschaft natürlich, die ich an diesem Tage denn auch mache. Sie ist in jedem Falle schlank und blond und zugleich immer die eine, einzige, große, ewige und letzte Liebe. Viele solcher einzigen, großen, ewigen und letzten Lieben habe ich schon geliebt, und ich kann deshalb von mir sagen, daß ich in diesem Artikel an Branchekenntnis nicht mehr zu übertreffen bin . . .

Das hält mich indessen nicht ab, am Freitag jenen ernsten Entschluß zu fassen, der ein Entschluß fürs Leben ist. Ja, bezeichnenderweise ist gerade der Freitag immer der Tag, an dem ich den Entschluß fasse, in den heiligen Ehestand zu treten Dazu, in irgend etwas zu treten, eignet sich ja der Freitag ganz besonders, weil er bekanntlich ein Unglückstag ist.

Eigentlich sollte man an einem Freitag niemals Entschlüsse fassen, denn aus allem, was man an einem Freitag teils faßt, teils anfaßt, wird nichts. Nur so ist es zu erklären, daß ich, obwohl ich mich alle Freitage zum Heiraten entschließe, dennoch noch Junggeselle und noch immer zwar zu haben, aber doch nicht zu fassen bin . . .

Oder sollte nur der Samstag daran schuld sein, daß ich dazu verdammt bin, ewig unbeweibt und einsam durch dies irdische Jammertal zu pilgern? Der Samstag ist jedenfalls der Tag jener kühlen Ueberlegung für mich, die sich sagt, daß der Starke am stärksten stets allein ist. Oh, am Samstag bin ich stark. Am Samstag habe ich es nicht nötig, mich an jemanden anzuschließen, am Samstag gefüstet es mich weder nach dem Sirup-topf der Liebe noch nach den Fleischtöpfen des Ehestandes, am Samstag bin ich ganz auf Selbstbestimmung, Unabhängigkeit und auf jene Freiheit eingestellt, die am Sonntag in vollen Zügen zu genießen, mir eine Ehefrau ja doch nicht gestatten würde, weshalb ich es denn doch schon lieber vorziehe, das zwar süßen, aber doch drückenden Ehejochs ledig zu bleiben . . .

Horm. Wagner



LEBENDE — BAROMETER

Wir haben bekanntlich zwei Arten von Barometern: Zu dem Quecksilberbarometer wird der Atmosphärendruck durch die Höhe der Quecksilbersäule angezeigt. Das metallische Barometer ist meistens ein allseitig verschlossenes Kästchen, innen luftverdünnt, mit einer nachgiebigen Wand. Bei Verstärkung des atmosphärischen Drucks wird diese Wand nach innen, bei Verringerung des Drucks nach außen gedrückt.

Solche Barometereinrichtungen haben auch die Tiere vielfach in ihrem Körper und sind darum für die Veränderungen des Luftdrucks sehr empfindlich. Besonders der Körper der Säugetiere weist nicht wenige völlig geschlossene Höhlen auf, in denen der Druck größer oder geringer als der atmosphärische ist. So ist in der Brusthöhle der Druck geringer als der der umgebenden Luft. Wenn man einer Leiche ein Loch in den Brustkorb schneidet, so dringt die Luft hinein, und die Lungen fallen zusammen. In der Bauchhöhle ist dagegen der Druck stärker als der atmosphärische, und darum drängen beim Durchschneiden der Bauchwand die Gedärme unter der Kraft des Druckes heraus. Auch die Knochengelenke halten sich nur durch den Ueberdruck der Atmosphäre in den entsprechenden Gelenkhöhlen, was besonders deutlich an den Hüftknochen wird. Wenn man ein Loch zu der Hüftgelenkhöhle bohrt, so dringt die Luft mit Gewalt hinein, und der Gelenkkopf des Oberschenkels springt aus der Höhle heraus.

Stellen wir uns nun vor, daß Tiere, die in ihrem Körper solche Barometer haben, auf die Berge steigen. Mit der Abnahme des Luftdrucks entstehen verschiedene Störungen in dem organischen Ablauf. Unter dem inneren Ueberdruck drängt sich der Bauch immer stärker hervor, die Knochengelenke sitzen weniger fest in ihren Höhlen, und der Organismus muß Maßnahmen ergreifen, um diese Veränderungen zu korrigieren. Das einzige Mittel dagegen ist die größere Anstrengung der Muskeln: Die Bauchmuskulatur wird angespannt, um die Gedärme zurückzudrängen, ebenso stark arbeiten die Muskeln, die die Knochen auf ihrem Platz halten. Das Säugetier muß im Gebirge ein Uebermaß an Arbeit verrichten, die ihm in den Tälern erspart bleibt, und wird daher in den Bergen schneller müde als unten. Wenn der Luftdruck nun sehr gering wird, so kann der Organismus sich ihm nicht mehr anpassen, und das Tier geht zugrunde. Katzen, die man aus Europa in die südamerikanischen Anden gebracht hatte, konnten die verdünnte Luft nicht vertragen und starben. Die Hunde ertrugen den atmosphärischen Unterdruck besser als Katzen, waren aber völlig unfähig zur Jagd, da sie sehr schnell müde wurden. In den afrikanischen Expeditionen fielen die Kamele meistenfalls beim Uebergang über die hohen Pässe Tibets. Man kennt auch Todesfälle der Flugzeugführer, die zu hoch gestiegen waren.

Aber der atmosphärische Druck kann sich bekanntlich auch auf gleicher Bodenhöhe verändern. Diese Veränderung hängt dann mit dem Wetterumschlag zusammen, und darum ist es nicht weiter erstaunlich, daß Tiere den Witterungswechsel merken. Vor einem Sturm, wenn das Barometer stark fällt, werden viele Tiere unruhig. Die Hühner rasen über den Hof, die Kühe blöken, die Schwalben beginnen unruhig dicht über der Erde zu fliegen, und der Laubfrosch wird ja als Barometer benutzt. Aber auch Menschen, besonders nervöse Menschen oder solche mit vernarbten Wunden sind für die Veränderung des atmosphärischen Drucks empfindlich. Bei schlechtem Wetter beginnen die Wunden zu schmerzen, der Mensch fühlt sich nicht wohl. Besonders empfindlich für den Unterdruck sind auch kleine Kinder. Sie werden bei schlechtem Wetter launisch, und der Arzt, der zu einem Kind gerufen wird, sollte vor allen Dingen auf das Barometer schauen, ob nicht der Unterdruck die Ursache der Launenhaftigkeit ist.

Professor N.

Ein „Tatbestand“ vor 4000 Jahren

Den Tatbestand eines Mordes aus dem Bronzezeitalter, das etwa 4000 Jahre zurückliegt, hat der englische Vorgeschichtler Professor Waterston aus einem Funde gewonnen, den er vor kurzer Zeit gemacht hat. Es handelt sich um eine Kiste, die ein männliches Skelett enthielt, das deutliche Spuren eines an ihm verübten Verbrechens zeigte. „Ein Schlag mit einer stumpfen Waffe, wahrscheinlich mit einer Keule, wurde gegen den Kopf geführt“, so beschreibt der Professor diese vorgeschichtliche Tragödie. „Er prallte aber ab und traf den aufgehobenen Arm, mit dem der Angegriffene sich verteidigte. Davon rühren Schrammen am Arm und an der linken Seite des Halses her. Dann wurde der Unglückliche von hinten mit einer scharfschneidigen Waffe angegriffen, die seinen Kopf verfehlte, aber im Nacken tiefe Einschnitte hervorrief und die Wirbelsäule verletzte. Seine Beine müssen dann schwer verwundet oder sogar unter den Knien abgeschnitten worden sein. Während er auf dem Boden lag, wurde ihm mit einer Keule die rechte Seite des Schädels zerschmettert.“